



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hörte die Frage, sah nach der Uhr, stieg auf sein Rad und sagte: Es ist die höchste Zeit.

Kommen Sie nicht heute Abend, daß wir den Schumann singen können? fragte Fräulein Naerum ängstlich.

Heute Abend — vielen Dank —, aber das kann ich wirklich nicht; doch hoffe ich bestimmt, in der allernächsten Zeit. Darf ich die Damen bitten, mich in den respektiven Häusern gütigst empfehlen zu wollen?

Wie ein Blitz schoß er davon.

Fräulein Naerum sah ihm sinnend nach.

Parodierend wiederholte Fräulein Ipsen: Die Damen, die Damen! Dann lächelte sie boshaft und sagte: Er war ganz sonderbar heute!

So, finden Sie? Er ist ja immer sehr retiré. Ich habe wenigstens noch keinen Menschen gekannt, der sich so wenig hätte gehn lassen.

Er hat sie natürlich gesehen.

Glauben Sie wirklich?

Ich vermute es! Haben Sie nicht die Gile bemerkt, die er plötzlich hatte? Er hofft natürlich, sie einzuholen und einen Schimmer von der Schönheit zu erhaschen!

Eine brennende Röte ergoß sich über Fräulein Naerums Wangen, als sie erwiderte: Doktor Holmsted läßt sich nicht so leicht düpiieren. Guten Morgen! Kommen Sie doch bald einmal zu uns, damit wir ein wenig über Musik plaudern können.

Und damit entfernte sie sich schnell.

Fräulein Ipsen sah ihr spöttisch nach und murmelte: Diese Gouvernante ist ihr ein böser Strich durch die Rechnung!

Auch diese Zwei trugen nun den Sommer ins Land: welke Blätter und junge Schosse von dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen!

Was aber trug Holmsted mit nach Hause?

Er hielt einen Augenblick in der Nähe der Stelle an, wo das Feuer gestern Abend gestammt hatte.

Dann brach er einen grünen Zweig von dem Gesträuch ab, befestigte ihn an sein Rad und ritt den Sommer ins Land hinein, über alle Hügel dahin!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die erregte Preßdiskussion über die Reise König Eduards und über die Fahrt der englischen Flotte ist endlich glücklich zur Ruhe gekommen. Man kann nicht behaupten, daß Presse und öffentliche Meinung, hüten wie drüben, dabei in Übereinstimmung gewesen wären. Während bei uns die Zeitungen mehr oder minder temperamentvolle Leitartikel des Mißbehagens über England veröffentlichten und in den literarischen Beilagen die Varden anfangen, Schlachtgefänge gegen Albion zum Kampf um die Herrschaft über die Wogen anzustimmen, wurde der Andrang zu den Extrazügen, die die preussische Eisenbahnverwaltung nach Swinemünde zur Besichtigung der englischen Flotte veranstaltete, so groß, daß die ursprünglich dabei in Aussicht genommenen Grenzen weit überschritten werden mußten. Auch in England begann allmählich die Vernunft dem Unsinn die Wage zu halten, und so werden wir denn über diese Episode deutsch-englischer — richtiger englisch-deutscher — Spannung glücklich hinwegkommen.

Die britische Admiralität hat den Offizieren der Kanalklotte ein möglichst lebenswürdiges Verhalten ausdrücklich vorgeschrieben, und König Eduard selbst hat

dem Wunsch Ausdruck verleihen, daß die Anwesenheit der Kanalslotte an den deutschen Küsten der Ausgangspunkt zu einem freundlichem Verhältnis zwischen beiden Nationen werden möge. Kaiser Wilhelm hat sich diesem Gedankengang dadurch angeschlossen, daß er die Schlachtslotte zur Begrüßung der Kanalslotte nach Swinemünde entsandt hat, und so lagen die beiden „ideellen Gegner“ zu freundschaftlichem Verkehr einander gegenüber. Unter diesen Umständen ist es wirklich von geringerm Belang, ob der Kaiser und der König einander jetzt in Deutschland begegnen oder nicht, eine Begegnung würde vielleicht kaum einen Einfluß auf die Situation ausüben, würde jedoch immerhin dartun, daß eine persönliche Spannung zwischen den beiden Souveränen nicht oder nicht mehr besteht. Über die Rückreise König Eduards kursieren allerlei Versionen. Die eine läßt ihn nochmals nach Paris gehn, um mit Herrn Douhet einen „letzten“ Händedruck zu tauschen, die zweite über Büssingen, also über Köln, die dritte und nicht unbeglaubigte läßt ihn gar in Kopenhagen zugleich mit der englischen Kanalslotte erwartet werden. Der Weg dorthin müßte von Marienbad direkt über Berlin führen. Man wird das alles in Ruhe abwarten müssen. In Berlin war zu Anfang der Woche näheres darüber nicht bekannt. Wenn aber das „Neue Wiener Tagblatt“ in einem Marienbader Telegramm „von besondrer Seite“ behauptet, „daß vor der Marienbader Reise alle Vorbereitungen zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm getroffen gewesen seien, die Entrevue jedoch infolge der erregten Preßstimmen hüben und drüben aufgegeben worden sei,“ so sagt diese „besondrer Seite“ wissentlich oder unwissentlich nicht die Wahrheit. Weder dem Berliner Hofe noch den Berliner Regierungskreisen noch der deutschen Botschaft in London war irgendeine Mitteilung einer solchen Absicht zugegangen.

Selbstverständlich wird es auch in Zukunft an gelegentlichen Reibungen und an geringen oder starken Interessengegensätzen in andern Weltteilen zwischen den beiden Nationen nicht fehlen, aber von diesen Gegensätzen wird hoffentlich keiner groß genug sein, zu ernstern Koalitionen oder gar zu kriegerischen Bedrohungen Anlaß zu bieten. In allen ernstern Streitfragen zwischen Deutschland und Frankreich hat sich England jederzeit auf die französische Seite geneigt, mögen auch noch so viele koloniale Differenzpunkte zwischen beiden Ländern vorhanden gewesen sein. Ebenso hat Frankreich Englands schwierige Lagen nicht gegen England ausgenutzt, so verführerisch die Gelegenheit auch gewesen sein mochte. Hieran werden auch einzelne koloniale Friktionen nichts ändern, die den Gang der hohen Politik zwischen beiden Ländern nicht beeinflussen. Dies wird und mag auch in Zukunft noch lange so bleiben! Deutschland wünscht keinerlei englisch-französische Konflikte, die uns nur zu einer uns unbequemen Parteiergreifung nötigen würden. Nachdem die jetzige Situation zur Genüge erkennbar gemacht hat, daß Frankreich trotz allem nicht so leicht geneigt sein wird, England als Landsoldat gegen Deutschland zu dienen, wollen wir aus dieser Verstimmungsepisode alle Lehren und allen Nutzen ziehen, aber sie im übrigen als abgeschlossen betrachten. Wir haben den russisch-französischen Zweibund fünfzehn Jahre lang ertragen und brauchen auch einem englisch-französischen Zweibund gegenüber, wenn er je zur Wahrheit werden sollte, nicht aus dem Häuschen zu geraten. Der liebe Gott hat unser deutsches Volk mit einer reichen Fülle guter Eigenschaften gesegnet: entwickeln wir diese Kräfte, die vielleicht unser größter Nationalreichtum sind, verhüten wir in Pflichttreue und Vaterlandsliebe ein Einrostn auf den Lorbeeren der Väter — und wir werden eine Welt in Waffen nicht zu fürchten brauchen.

Die Neigung, auf den Lorbeeren der Väter einzuschlafen, tritt namentlich in den Parteikämpfen zutage, in unsern innern politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Gegensätzen, diesem Luxus einer langen Friedenszeit mit allen Auswüchsen einer solchen. Je mehr der alte Partikularismus, der einst die deutschen Stämme trennte und sie schließlich widereinander zu den Waffen rief, zu verblaffen beginnt — wir sagen „verblaffen,“ ungeachtet mancher wenig erfreulichen Erscheinungen der jüngsten Zeit —, desto breiter macht sich der Fraktionsparlamentarismus in seiner ganzen zerstreuten Tätigkeit. Ohne dieses Unwesen, das am Marke des Reichs zehrt, wäre

zum Beispiel eine umfassende Reichsfinanzreform sicherlich mit Leichtigkeit zu erledigen; der blöde Fraktionsgeist, der nur nach seinen eignen Interessen sieht, ist es, der das verhindert. Und doch hätten gerade die Parteien, die sich mit Vorliebe als Vertreter der Massen geben, am allermeisten Grund, eine ausgiebige Reichsfinanzreform ins Leben zu rufen, weil die Verpflichtungen, die das Reich durch seine Arbeiterfürsorgegesetzgebung übernommen hat, bei der es Lasten trägt, wie sie keine andre Nation auf sich hat, ganz wesentlich dazu beitragen, die Finanzreform ebenso dringend wie unabweislich zu machen. Wer sich darüber belehren will, mag das neueste Heft des Reichsarbeitsblatts zur Hand nehmen. Allein der Zuschuß des Reichs zur Invalidenversicherung beläuft sich in den zwanzig Jahren von 1885 bis 1905 auf weit über drei Milliarden Mark! Für die Krankenversicherung sind in diesem Zeitraum ebenfalls bald drei Milliarden Mark beansprucht worden.

Und nun die Vermögensbestände der einzelnen Versicherungszweige: das Vermögen der Arbeiterversicherung nähert sich der zweiten Milliarde, nachdem es im Jahre 1899, also nach vierzehn Jahren, schon die erste Milliarde überschritten hatte. Die von der Arbeiterversicherung geleisteten Entschädigungen, d. h. die Summe dessen, was den Versicherten und deren Angehörigen entweder bar gezahlt worden oder ihnen mittelbar und unmittelbar in Gestalt von Heilbehandlung usw. zugute gekommen ist, hat ebenfalls den Betrag von vier Milliarden Mark weit überschritten. Von allen diesen enormen Milliardenzahlen haben die Massen, zu deren Gunsten sie aufgewandt worden sind, keine Ahnung mit Ausnahme der wenigen Einsichtigen unter ihnen, die im Parlament oder aus den Zeitungen davon erfahren, aber „im Parteiinteresse“ darüber schweigen. Sollte es da nicht im dringendsten Staatsinteresse liegen, den breiten Schichten klar zu machen, daß in zwanzig Jahren für die Arbeiterversicherungen weit über sechs Milliarden aufgewandt worden sind? Wäre es nicht von der größten Wichtigkeit, diese Zahlen endlich einmal auf alle Duitungskarten der Alters- und Invalidenversicherung aufzudrucken und jeden Neudruck mit dem neuesten Rechnungsabschluß zu versehen? Jetzt sind es vielleicht noch nicht dreitausend Personen im ganzen Deutschen Reich, die Behörden mit eingerechnet, die von diesen Summen erfahren; was die Zeitungen davon bringen, bleibt als „langweiliger Zahlenkram“ bei den meisten Lesern unbeachtet.

Diese gewaltige Steuer, die sich das Reich und die besitzenden Klassen freiwillig zugunsten der unbemittelten auferlegt haben, findet sich — von schwachen Anfängen abgesehen — in keinem andern Lande. Ein um so größeres Interesse haben diese unbemittelten Schichten daran, das Reich leistungsfähig zu erhalten und namentlich den besitzenden Klassen, insbesondere der dem scharfen Wettbewerb auf dem Weltmarkt ausgesetzten Industrie, das weitere und dauernde Tragen dieser Lasten zu ermöglichen. Das kann nur noch durch eine ergiebige Reichsfinanzreform geschehen, die für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Reichs zugunsten der Gesamtheit seiner nationalen Aufgaben die nötigen Bürgschaften bietet. Wenn die Sozialdemokraten eine wirkliche Arbeiterpartei wären, müßte ihnen das vor allem am Herzen liegen, aber sie kämpfen mit großen Worten für allerlei phantastische Ideen, nicht für das wirtschaftliche Gedeihen der deutschen Arbeiter. Alle diese Aufwendungen der deutschen Versicherungsgesetzgebung, die mehr als alle durch Arbeitseinstellungen erreichten Lohnerhöhungen dazu beigetragen haben, die deutschen Arbeiterfamilien bei Krankheiten und Unfällen von Not und Elend zu bewahren, die dem alten oder invaliden Arbeiter die Existenzmöglichkeit wenn nicht sichern, so doch wesentlich erleichtern — sind nur gegen die Stimmen der Sozialdemokratie möglich gewesen, denn sie hat im Reichstage gegen die gesamte Versicherungsgesetzgebung der Reihe nach gestimmt. Ginge es also nach den Sozialdemokraten, so wäre die Aufwendung von sechs Milliarden für unsre Arbeiterbevölkerung nicht geschehen, wäre jetzt nicht ein Vermögen von mehr als anderthalb Milliarden in den Versicherungsanstalten als Deckung künftiger Ansprüche angesammelt. Ist es nicht geradezu widersinnig, daß gegen einen staatlichen Organismus, der

bahnbrechend und mit leuchtendem Beispiel der Arbeiterwelt das zu bieten vermag, die Sozialdemokratie einen ununterbrochenen Vernichtungskampf führt? Um so notwendiger ist es, der Arbeiterwelt diese Zahlen näher zu bringen, die früher oder später doch die besten Verbündeten des Staats im Kampfe gegen die sozialistischen Utopien sein werden. Zahlen reden — sagt ein altes Sprichwort, so lasse man sie endlich reden und gebe ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit freien Lauf!

Den Reichstag wird voraussichtlich in seiner nächsten Session ein neuer wichtiger Schritt auf dem Gebiete der sozialpolitischen Gesetzgebung beschäftigen: die Gewährung der Rechtsfähigkeit an die Arbeitervereine, ein langjähriges Petition der Sozialdemokratie, das auch von anderer Seite lebhaft Unterstützung gefunden hat. Die Sozialdemokratie hat sich darunter selbstverständlich nur eine Einrichtung gedacht, die den Arbeitern neue Rechte ohne Pflichten gewährt. Der Gedanke, daß es kein Recht gibt ohne entsprechende Pflicht, ist ihr längst abhanden gekommen, wenn sie ihn überhaupt je gehabt hat. Die Frage hat aber neuerdings eine praktische Gestalt dadurch bekommen, daß das Gewerbegericht zu München-Gladbach jüngst 62 Arbeiter, die ohne Kündigung die Arbeit eingestellt hatten und deshalb von der geschädigten Firma auf Schadenersatz verklagt worden waren, zu einem solchen von mehreren tausend Mark sowie zu den Kosten des Verfahrens verurteilt hat. Es ist dies ein Vorgang von höchster Wichtigkeit und unabsehbarer Tragweite, der übrigens insofern nicht vereinzelt dasteht, als noch eine Anzahl ähnlicher Prozesse schweben soll. Es wäre durchaus wünschenswert, daß die Arbeitgeber jeden Kontraktbruch ohne alle Rücksicht auf den Erfolg eines Prozesses mit einer Schadenersatzklage beantworteten. Da die meisten Arbeitseinstellungen von den Gewerkschaften und den Fachverbänden ausgehen, so ist es nicht mehr als billig, diese zur Leistung jedes gerichtlich zuerkannten Schadenersatzes zu verpflichten. In England bewegt sich die Praxis fortgesetzt in dieser Richtung, und es ist kürzlich darauf aufmerksam gemacht worden, wie konsequent die dortigen Gerichte in der Vollstreckung von Schadenersatzurteilen gegen die Klassen der Gewerkschaften (Trade-Unions) vorgehen. Denn es kann sich natürlich nicht nur um eine akademische Verurteilung zum Schadenersatz handeln, er muß auch geleistet werden. Demgemäß kann die Rechtsfähigkeit der Arbeiterorganisationen auch in Deutschland nur unter der Bedingung gewährt werden, daß alle Schadenersatzurteile gegen ihre Angehörigen bei dieser Organisation zur Vollstreckung gelangen. Nur mit dieser Bedingung würde die Rechtsfähigkeit nicht dem sozialen Kriege sondern dem sozialen Frieden dienen.

Der Sozialdemokratie wird daran freilich wenig gelegen sein. Aber wie die Versicherungsgesetzgebung gegen ihre Stimmen zustande gekommen ist und doch Resultate ergeben hat, um die uns alle andern Länder, und insbesondre deren Arbeiter, beneiden, so ist auch nicht nur nicht nötig, sondern sogar wünschenswert, daß auch das Gesetz über die Rechtsfähigkeit gegen die Stimmen der Sozialdemokratie zur Annahme gelangen möge. Auf diesem Felde einer ruhig fortschreitenden sozialpolitischen Gesetzgebung haben wir noch ein ganzes Arsenal von wirksamsten Waffen gegen die Sozialdemokratie, es ist nur nötig, daß wir sie aufnehmen und mit ihrer ganzen Wucht anwenden. Dann werden wir selbst trotz dem allgemeinen Stimmrecht, trotz dem demokratischsten Wahlgesetz und trotz dem Mangel eines Oberhauses oder eines Senats, worin Deutschland einzig in Europa dasteht, ihrer Herr werden, solange sie auf dem Boden der Gesetzgebung kämpfen will, und erst recht, wenn sie sich außerhalb des Gesetzes stellt.

§

Der Schriftsteller und seine Feder. Unsere Zeit hat eine merkwürdige Vorliebe für Wörter, die nach Papier und Tinte riechen und sich besonders da unangenehm fühlbar machen, wo ein rein geistiger Inhalt durch sie bezeichnet werden soll. Hierher gehört auch die immer mehr mißbrauchte Verwendung von „Schriftsteller.“ Nicht als ob das Wort an sich bekämpft werden sollte, so unschön, äußerlich und nichtsagend es auch ist — es bedeutete ursprünglich den Verfertiger gerichtlicher Aktenstücke, was also heute „Aktuarium“ bezeichnet —, aber seitdem die

Schriftstellerei ein Brotberuf geworden ist, nimmt es immer mehr überhand, sodaß es nicht nur die bürgerliche, sondern auch schon die literarische Seite des Berufs ausdrückt und das alte edle Wort Dichter immer mehr zu verdrängen droht. Es heißt heute nicht mehr: „Ein neues Werk des berühmten Bühnendichters Soundso ist erschienen,“ sondern: „Ein neues Werk aus der Feder des berühmten Theater=schriftstellers Soundso usw.“ Oder: „Der bekannte Romanschriftsteller ... hat ein neues Werk unter der Feder,“ anstatt: „Der bekannte Romandichter ... arbeitet an einem neuen Werk.“ Als ob Schrift und Feder die Hauptsache bei der Entstehung eines Dichtwerkes wären, und der geistige Prozeß des Dichtens nur Nebensache! Nach dieser Auffassung müßte man folgerichtig von einem erst konzipierten Werke sagen, der Schriftsteller habe es „in der Tinte.“ Was unterscheidet dann noch den Dichter vom Schreiber, wenn Tinte, Feder und Papier erst seine Hauptattribute sind? Diese „vergeistigte“ Anwendung rein mechanischer Tätigkeitsbezeichnungen ist auch darum unpassend, weil ja sehr viele Dichter die Gewohnheit haben, ihre Werke zu diktieren. Es ist übrigens sehr bezeichnend für die Art unserer literarischen Produktion, daß diese Übertragung vom Werkzeug auf den Geist nur auf die Schriftstellerei beschränkt ist, während in der Malerei, wo Farbe, Pinsel und Leinwand eine so viel größere Rolle spielen, niemals die Rede ist von einem Werk, das ein Maler „unter dem Pinsel“ hat. Das Banaußische der Wendung fällt hier sofort in die Augen, und man denkt unwillkürlich an einen Stubenmaler. Die Malerei ist also offenbar doch noch nicht in dem Maße zum Gewerbe geworden wie die Schriftstellerei. Wendet man aber das Wort Schriftsteller auf den nicht eigentlich schöpferischen Geistesarbeiter an, so kann man nichts dagegen haben. Nur die echte hohe Kunst möchten wir davon verschont und für sie wieder das Wort Dichter mehr zu Ehren gebracht wissen; dabei ist natürlich die Bedingung, daß der Schöpfer des Werkes — Verfasser hat auch einen etwas bibliothekarischen Beigeschmack — ein wirklicher Dichter ist. Aber wie viele sind das, die sich heute unter der Maske des Schriftstellers verbergen? Wir möchten also für eine umgekehrte Anwendung des Wortes eintreten, wie sie heute üblich ist: gewöhnlich versteht man unter einem Schriftsteller einen Belletristen, während es an einer feststehenden Bezeichnung für den mehr wissenschaftlich tätigen Darsteller fehlt. Gerade für diesen aber erscheint uns das Wort Schriftsteller geeigneter als für den Schöpfer von Werken der Phantasie. Für den gewerbsmäßigen Tages=schriftsteller könnte man dann „Literat“ sagen.

K. D.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Und nun fuhr Helene den Sommer ins Land hinein mit Anemonen am Busen und wehenden klatschenden Frischblättern vorn am Rade.

Fräulein Ipsen war stehn geblieben und sah Helene empört nach, bis sie in der Ferne wieder ihren frischen Gesang vernahm; dann pflückte sie einen Strauß wecker Buchenblätter für ihre Vase und ging langsam weiter.

Da hörte sie schnelle Schritte hinter sich im Laube, sie wandte sich um und stand Berta Naerum gegenüber.

Berta war nicht eigentlich schön, aber was man niedlich nennt. Nach dem Morgenspaziergang sah sie recht frisch und anziehend aus.

Sie gingen einen Augenblick nebeneinander her, Fräulein Naerum atemlos, Fräulein Ipsen noch immer Buchenzweige und vorjähriges Laub pflückend.

Warum warten Sie nicht ein wenig? In acht Tagen können Sie frische Buchenzweige pflücken, sagte Fräulein Naerum.

Danke bestens, diese sind solider, sie welken nicht, sondern können den ganzen Sommer stehn, ohne daß man ihnen frisches Wasser zu geben braucht.

Ja, im Winter, da kann ich es verstehen, aber im Frühling und im Sommer —

Ach, Sie mit Ihrem Frühling und Sommer! Was soll man mit all dem Blunder? Ich habe den Winter am liebsten, da wird man auch nicht von diesem ewigen Vogelgesang gepeinigt. So ein schöner klarer Frosttag, was das ist, weiß man doch; da läßt sich gut gehn, und die Luft ist am kräftigendsten.

Aber wie oft haben wir solche Tage?

Da bleibt man eben im Hause und bringt etwas vor sich. Der Sommer ist das reine Getröble: Kaffeetrinken in der Laube, Waldpartien — Blumensträuße! Hu, wie ich all den Unsinn hasse!

Jetzt sah man einen Herrn im Sportanzug dahergeradelt kommen. Er fuhr etwas langsamer, schien aber weiter radeln zu wollen, nachdem er die Damen begrüßt hatte.

Fräulein Naerums Wangen färbten sich stärker, und sie hielt sich unwillkürlich aufrechter.

Guten Morgen, Herr Doktor! rief sie mit bebender Stimme.

Fräulein Ipsens Mund zog sich zu einem breiten Strich zusammen, während sie die beiden jungen Leute beobachtete.

Guten Morgen, meine Damen, sagte Doktor Holmsted, vermied aber Fräulein Naerums Augen, die sich in folgedessen inquisitorisch auf ihn richteten.

Es lag etwas ungewöhnlich edles, etwas wie frische Luft über der hohen elastischen Gestalt, einem Gemisch von Offizier in Zivil und einem Gelehrten. Die Augen beherrschten das Gesicht. Es lag ein fesselndes Leben darin, zugleich aber ein gewisser wachsender Ausdruck.

Haben Sie es denn so eilig? fragte Fräulein Naerum den Doktor, der noch immer auf seinem Rade saß.

Ja sehr, antwortete Holmsted, stieg aber doch ab, indem er hinzufügte: Ich komme von einem Kranken jenseits des Waldes — muß heute Vormittag zuhause impfen.

Ja, dann allerdings, sagte Fräulein Naerum etwas spiz.

Wie schade, daß Sie beide nicht ein klein wenig früher hier waren, meinte Fräulein Ipsen, da hätten Sie die Bekanntschaft unsrer neuen Schönheit machen können!

Der Gouvernante? rief Fräulein Naerum. Ist sie wirklich so — schön?

Das wird der Herr Doktor wohl am besten beurteilen können, erklärte Fräulein Ipsen.

Ich habe sie gestern Abend beim Walpurgisfeuer gesehen, nur ganz aus der Ferne, was sagen Sie denn, Herr Doktor — das heißt, wenn Sie überhaupt dagewesen sind? fügte Fräulein Naerum in einem Ton hinzu, der gleichgiltig klingen sollte.

Holmstedt, der das Talent hatte, schwerhörig zu sein, wenn er wollte, über-